

# IM SPIEGEL DER ZEIT

## Leben ist ein tödliches Geschäft

Gedanken zu einer Kultur des Abschiednehmens\*

*Es geht in kein Bild hinein ...*

Ein Geburtstagsbild: Ich feiere Geburt und Leben; eine Geburtstagskerze brennt. Ich lache ...

Ein Totenbild: Ich trauere neben einem Toten; die Sterbekerze brennt. Ich weine ...

Vor nicht langer Zeit hatte ich Geburtstag. „Mir zur Feier“ – unter diesem Rilke-wort wollte ich den Tag begehen. Am Nachmittag saß ich am Bett eines Toten, der in den Morgenstunden gestorben war. Statt Geburtstagskerze: die Kerze des Todes. Statt Geburtstagskerze? Als Geburtstagskerze? Über dem Bett des Toten ein riesiger, etwas luftärmerer Luftballon mit dem Schriftzug: „Happy birthday“, verblieben von seinem letzten Geburtstag vor einem Vierteljahr. Mein Geburtstag? Sein Geburtstag? Sein Todestag als Geburtstag?

Geburtstag – Todestag – Geburt – Tod: Das geht in kein Bild hinein. Nicht *zusammen* in ein Bild. Und zugleich: beides anwesend, präsent – unvermischt und ungeteilt.

Jeder Sterbende bietet uns ein *Unbild* an: Leben und Tod – zugleich in einem Raum. Irritation für uns, die wir dabei sind: hier geschieht etwas jenseits von Sprache und Benennbarem. Wo wir im Leben Abschied nehmen (nicht nur in Todesstunden), begegnen wir einem Unbild: unser gewohntes Bild, das wir von uns und von dem, was uns umgibt, haben, ist beschädigt, stimmt nicht mehr, ist zum Unbild geworden.

Am Todestag meines Vaters, als ich an seinem Leichnam stand, trug seine tote Hand noch die Armbanduhr: Der Sekundenzeiger ging Schritt für Schritt. Der Tod und die fortschreitende Zeit: wer ist Sieger?

Als ich Kind war, war es noch üblich, daß Trauernde an Gräbern schwarz verschleiert waren. Ein schönes Zeichen: Jeder ganz bei sich, allein in seinem Schmerz und *zugleich* getragen von einer Gemeinschaft, die Respekt hatte vor dem Alleinsein aller angesichts des Todes. Der Tod kennt keinen Konsens, keine Eindeutigkeit, er ist kein Mannschaftsspiel. Das macht es so schwer, darüber zu reden. Über *mich* muß ich reden, wenn ich über den Tod reden will. „Ich“ bin mehr als jedes Bild. Das geht in kein Bild hinein ...

---

\* Wenig veränderte Fassung eines Vortrags beim XX. Internationalen Kongreß für Pflegeberufe am 20. 10. 1996 in Salzburg.

Die Unbilder des Todes: Da geht etwas nicht mehr ins Bild hinein. Oft wissen wir nicht, was dieses „etwas“ ist. ES stimmt so einfach nicht... Und wir strengen uns an, daß ein neues Bild wird. Wir mühen uns, uns wieder ins Bild zu bringen, im Bilde wollen wir sein, im Gewohnten, Verfügbaren, Habbaren. Und wir werten und bewerten, wir reden – rufen die Sprache in Prosa, um den Rahmen des Bildes wieder zu schließen: zu einem Bild, das wir Wirklichkeit nennen. Ich sage „nennen“: Denn in unserem Sprachgebrauch – dort wo wir sprechen – ist Wirklichkeit immer *Interpretation* von Wirklichkeit: gedeutete, bildfähig gemachte Wirklichkeit. Wir wollen sagen können, wie ES ist.

Vieler Menschen Leben ist ein einziger und ununterbrochener Kampf ums Bild, weil uns das Unbild in einen Raum von Weite und Sprachlosigkeit führt, der nur noch zu bestehen ist. Und es wird wohl so sein und so sein müssen, daß wir *mit Bildern* leben, wenn wir der Dinge, die uns umgeben, habhaft werden wollen. Was man haben kann, hat einen klaren Namen und geht ins Bild. Im Haben und Benennen wird die Welt für mich – auch ich (mit meinem Namen) für die Welt – verfügbar.

*Jetzt hab' ich ES.*

*Hat Du ES wirklich oder hast du dich getäuscht? Manchmal riecht es nach Abschied, bevor er da ist ...*

Oft verweigern wir uns diesem Ringen, das gleichzeitig so notwendig wie vergeblich ist, und betäuben den Impuls zur eigenen an die Grenze führenden inneren Seelenarbeit.

Kennen Sie die Unkultur eines „Es wird schon wieder“?: Verweigerung, in eine Frage hineinzuleben, auf die es keine Antwort gibt, Flucht in ein „morgen“, das niemals sein wird. Viele fürchten sich, einer Verantwortung zu begegnen, die allein der dunklen Quelle des Herzens entspringt – dunkel und namenlos, zugleich eindeutiger als jeder Paragraph.

Ein kleines Mädchen ist gestorben. Zehn Jahre alt wurde Karolin. Schwerst geistig- und körperbehindert war sie ein Leben lang, taub und blind. Die Eltern trauern sehr. Menschen wollen trösten: Sie legen *ihr* Bild über diesen Tod und sagen: „Jetzt ist sie erlöst“. Ich mißtraue solchem Wort. Ist doch vor allem *der* erlöst, der so spricht. Er ist „erlöst“, sich der Weite des Todes und des unverstandenen Lebens zugleich zu stellen. Er ist erlöst, auf nicht Verstandenes und nicht Verstehbares schauen zu müssen: Betäubung von Frage und Hilflosigkeit mit einer Formel, die Eltern und Freunde nur verletzen konnte. Am Grab spricht der Seelsorger, der Onkel des Mädchens, auch von Erlösung: Von der Liebe spricht er, die das behinderte Kind zehn Jahre *zum* Leben erlöst hat.

Nicht der Tod erlöst, sondern die Liebe. Das ist es, was die Sehnsucht sucht: Erlösung *zum* Leben. Sehnsucht strebt an die Wurzel unseres Seins, dorthin, wo es kein Haben mehr gibt, dorthin, wo ich bin, ganz bin, ganz bin, alles bin, weil es nichts dazuzugeben gibt, was mein Sein und meinen Grund übersteigt. Wo ich zugleich leer bin, weil nichts mehr wegzunehmen ist.

Was bleibt übrig von dir, wenn du Abschied von all dem genommen hast, was du nicht *bist*? Vielleicht klingt es wie ein Widerspruch, wenn ich sage, in den Stunden meines Lebens, die „Abschied“ heißen, bin ich in besonderer Weise mir nahe.

Du gehst – ich bleibe. Ich gehe, lasse zurück, und nehme mich mit. Du bist tot – ich lebe. Es ändert sich – und ich bin und werde ... : Schmerzen der Geburt.

*Anfang und Ende: Endlich beginnen. End-lich leben . Endlich leben.*

Unser Leben ist durchzogen vom goldenen Faden des Abschieds, gleichsam vom Ariadnefaden, der – oft unter unsäglichen Schmerzen und im heftigen Kampf – mich immer wieder in die Mitte meines Seins führt, dorthin, wo ich alles Haben aufgebe, aufgeben *muß*, um nur mehr zu sein. „Mein Gott, warum hast du mich verlassen.“ Und dennoch bin ich – von Gott verlassen *und zugleich gesegnet*. Denn ich *bin*.

Ein Weg des lebendigen Kampfes: Man kämpft niemals mit dem Tod, sondern immer mit dem Leben und seinen Bildern. Wollte ich jetzt sagen, was dieses „Sein“ ist, ich ginge wieder ins Bild hinein, machte das Sein zu Habbarem. Ich kann nicht sagen, was „Leben“ meint. Unser Leben sprengt den Rahmen und das Erwartete: den Rahmen eigener vertrauter Beheimatung, den Rahmen vertrauter Vorstellungen, wie „ES“ zu sein habe und den Rahmen vertrauten (weil vorgefertigten und abgeschlossenen) Wissens.

*Wir weigern uns, anzuerkennen, daß wir immer eine leere Seite unseres Lebensbuches vor uns haben.*

Als ich einmal mit einem sehr kranken jungen Freund zusammensaß, fuhr mir der Satz heraus: „Stefan, das Leben ist doch eine einzige Frage.“ „Jetzt redest du wie ein Pfarrer“, meinte er. „Das Leben ist keine Frage. Das Leben ist das Leben, sonst nichts.“ Sonst nichts!

Gelebt sein will es – nicht definiert (lat.: *finis* = Grenze), nicht durch Sprache und Bild eingeengt und begrenzt. In Grenzen leben wir allemal. Und es ist uns anheimgestellt, ob wir uns ein Leben lang über unsere Angst, zu kurz zu kommen, mit den Grenzen beschäftigen, um endlich das Leben „ins Bild“ zu bekommen, oder ob wir uns nach innen wenden, hin zur Mitte und zum Kern, um bei uns zu sein und zu *leben*.

Eine meiner tapfersten Patientinnen war eine etwa fünfzigjährige Frau. Sie war gelähmt vom Hals ab nach unten und mußte maschinell beatmet werden. Sie lag auf der Intensivstation bereits 27 Jahre (!), als ich sie kennenlernte.

Wie reagieren Sie jetzt? Es entsteht in Ihnen ein Bild, ein schreckliches Bild: So darf es nicht sein. Das ist furchtbar. Was tun Sie? Sie gehen an die Grenzen, an den Rand des Bildes, noch darüber hinaus, dorthin wo „es auch ist“. Kein Leben mehr!

Doch diese Frau lebte intensiv. „Ich habe gerne gelebt“, sagte sie wenige Tage vor ihrem Tod zu mir. Sie lebte in Grenzen, innerhalb ihrer engen Grenzen, und sie füllte sie mit sich. Sie gab nicht auf, sie gab sich hin.

Ich kannte auch ihre Tränen. Es waren Tränen, die nicht verweigerten, Tränen, die sehr wohl den Schmerz kannten und die dennoch inmitten der Trauer und des Schmerzes das Leben fanden: „Ich habe gerne gelebt.“

Das geht in kein Bild hinein, wie auch die Tatsache, daß bei ihrem Trauergottesdienst in der Krankenhauskapelle hundertfünfzig Freunde und Gäste waren, um von einer dreißig Jahre völlig gelähmten Frau Abschied zu nehmen.

Eine Frau im Münchener Johanneshospiz liegt im Sterben. Und immer, wenn der Schmerz zu groß wird, zieht sie einen kleinen Goldring vom Finger und hält ihn fest in der Hand. Diese Geste scheint zu helfen. Dieser Ring tröstet sichtlich. Auf meine Frage, was das Geheimnis dieses Rings sei, meint sie lächelnd: „Herr Pfarrer, dieser Ring ist etwas ganz Besonderes: als junge Frau habe ich ihn mir einmal selbst geschenkt.“

Wann haben Sie sich das letzte Mal selbst einen Goldring der Treue an den Finger gesteckt, einen Ring, der sagt, daß das Sein selbst kostbar ist, einen Ring, der Sie bis zum Tod und im Tod in Treue begleiten soll? Versuchen Sie doch einmal das Treneversprechen zwischen Eheleuten sich selbst zuzusprechen:

*Ich nehme mich an. Ich will mich lieben, achten und ehren, solange ich lebe, bis mich der Tod in den letzten Abschied führt.*

Treue nach innen – ein Weg der vielen Abschiede bis an die Grenzen meines Todes: zugleich voller Überraschungen. Ein Leben wird so sicherlich nicht leichter. Ein leichtes Leben hat uns auch niemand versprochen. Aber das Leben beginnt dort zu leuchten, wo du in Treue deinem Herzen Raum und Weite gibst – auch im Schmerz, in der Trauer, in Stunden des Abschieds von allem, was Menschen haben können. Leuchten will das Leben – nicht beleuchtet sein. Wie gerne setzen wir uns ins rechte Licht, reden über uns, geben etwas dazu, was wir nicht sind, um ein „gutes Bild zu machen“.

Am Tag des Begräbnisses seines an Aids verstorbenen Freundes sagt dessen Lebenspartner zu mir: „Als in der schlimmsten Zeit der Pflege meines Freundes alle Eitelkeiten von uns abgefallen waren: nichts konnte uns mehr halten zu leben und zu lieben.“

Als alle Eitelkeiten abgefallen waren: ein Unbild war geworden. Nichts galt es mehr darzustellen. Applaus war nicht gefragt. Ins rechte Licht zu stellen gab es nichts. „Nichts konnte uns mehr halten, zu leben und zu lieben.“

Die Liebe: ihr Geburtsort ist nicht die Begrenztheit eines verfügbaren Bildes. Die Worte des Habens und der Bewunderung sind nicht Worte der Liebe. Das ist Selbstverliebtheit: Liebe zu einem Bild, das wir uns von uns selber machen.

*Liebe wacht auf und beginnt zu leuchten, dort wo scharfe Konturen zerstört sind: wo Eitelkeiten sterben und Rechtfertigungen schweigen.*

Solcher Weg ist Lebensweg, ein langer Weg, ein Weg der Schmerzen und der Trauer.

Als ich Klaus wenige Wochen vor seinem Tod besuchte, fand ich ihn in seiner Wohnung in einem Scherbenhaufen vor: Sein Bücherregal war zusammengebrochen, als er zu räumen begann, um sich von seinem Überfluß des Habens zu trennen. Ich wollte aufräumen, ihn vom Zusammenbruch befreien. „Laß nur, es muß so sein“ – sagte er. Und er zwang mich, ganz wach *hinzuschauen* auf Zusammenbruch – ohne zu verändern –, auf Zusammenbruch eines Regals und eines Lebens. Und auf meine Ohnmacht – *meine* Schmerzen.

Auch hier ein Unbild: Nicht begreifbar (hier ganz konkret: „Laß deine Finger weg!“), mich und ihn in Haltung zwingend: in die rechte Haltung des Ertragens, des Lassens, des nicht Veränderns.

*Haltung eines wachen und aufmerksamen Bleibens – Haltung von Hingabe an das Unvermeidbare.*

Dort, wo das Bild versagt und die Sprache schweigt, dort *wache ich auf*, wenn ich bereit bin zum Bleiben. Im wachen Nichttun kann ich all das zu mir zurückholen, was ich bin. Was ich nicht bin, muß ich lassen. Ohnmacht. Und oft wird am Ende ein Lächeln.

Klare Augen und ein Lächeln – aus einem geschundenen und vergehenden Körper. Ein Unbild, das mir aus meinem Begleiten Schwerstkranker wohl vertraut ist. Lächeln und Tränen zugleich: Geburt und Tod; ein Unbild der Irritation.

Klaus hatte am Ende seines Lebens Tagträume, Visionen im Zustand des Wachseins. Immer wieder – so erzählte er mir – erschienen dunkle Gestalten an seinem Bett. Stunden größter Einsamkeit. Denn immer, wenn er Kontakt aufnehmen wollte, entzogen sie sich ihm und ließen ihn im stummen Leiden an sich selbst zurück. Und Klaus war bereit, diesen Weg weiterzugehen. Eines Morgens rief er mich an, ich solle sofort kommen, etwas Besonderes sei geschehen. „Sie waren wieder da“, sagte er, „und heute sprach mich einer an mit den Worten: Komm, Klaus, laß uns ein wenig miteinander weinen.“ Als Klaus erzählte, lachte und weinte er zugleich. Tränen und ein Lächeln feierten Hochzeit: bekannten sich in Treue zueinander an der Grenze zum Tod.

„Komm, laß uns ein wenig miteinander weinen“: ein solcher Satz geht in kein Bild hinein. Tränen sprengen jeden Rahmen. Haben wir deshalb vor Tränen soviel Angst? Ziehen wir deshalb unsere Weinerlichkeit den Tränen vor? Weinerlichkeit, die sagt: Es ist nicht mehr so, wie es war ... Wie war es denn? Ein gemachtes Bild gab uns Sicherheit. Weinerlichkeit will Bilder retten, eine Wirklichkeit, die vielleicht niemals so war, wie wir meinten: Bilderwirklichkeit.

*Das könnte Kultur einer Sterbebegleitung sein:*

„Komm, laß uns ein wenig miteinander weinen ...“

Nicht um Weinerlichkeit geht es, sondern um eine Solidarität im Tragen von Schmerzen. Vielleicht könnte man hier auch eine menschenfreundliche Kultur von Seelsorge und von Kirche ableiten: Schwäche füreinander haben, zeigen, teilen,

mitgehen, mitbeten, aushalten, daß Leben wesentlich auch die Form des Leides kennt – auch das zeitliche Leben von „Kirche“. Das Leben geht in kein Bild hinein und Kirche wird sich immer demütig als „Bild“ begreifen müssen. Wo Tränen fließen, dort beginnt das Leben in Fluß zu kommen, feste Bilder zu übersteigen und in das Geheimnis zu führen, das wir Gott nennen.

Als Christen kennen wir die Gottesgestalt des gekreuzigten Christus: es ist ein Unbild. Der gemordete Gott, der gekreuzigte Retter, durchkreuztes Leben. Ein Gott, der sich entzieht und der bleibt zugleich. Ein an das Kreuz genagelter Gott, der, wie es in der Liturgie heißt: „... sich aus freiem Willen dem Leiden unterwarf“. Ein Gott – an das Kreuz genagelt –, der jedes Bild durchkreuzt und der zugleich Garant für Zukunft ist, die sich *nicht* festnageln läßt. Es ist die Gestalt des Christus, der auch noch als Auferstandener spricht: halte mich nicht fest. (Joh 20,17) Das Kreuz als großes Plus („+“), als „und“, das die scheinbar getrennten Gegensätzlichkeiten unseres Lebens zusammenzuführen vermag: Tod und Leben, Abschied und Ankunft ...

Immer wieder will unser Glaube zum Bild werden, zum religiösen System, in das ich mich hineinbegeben kann in meiner Suche nach religiöser Sicherheit. Einem solchen System gehört das „entweder – oder“. Solches Bild wird mich verlassen, wenn Abschied mich verstummen läßt: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen.“ (Mk 15,34) Ich allein in Totenstille ...

„Halte mich nicht fest“: In das Unbild Gottes, in den gekreuzigten Christus, kann ich mich nicht *hineinbegeben* wie in ein bergendes Haus. Es gibt keine Türe dorthin und hier gibt es kein Dach mehr, das mich schützt. Aber *hingeben* darf ich mich, hineingeben in das Geheimnis, das jedes Bild übersteigt, in das Geheimnis von Tod und Leben, das große österliche Unbild, das wir Gott nennen. Hingabe an die Liebe, die sagt: Du sollst Dir kein Bildnis machen (Gen 20,4).

Ich bezweifle, ob der Satz: Gott liebt mich, wie ich bin, ausreichend ist. Weil auch dieser Satz ein „Bild“ voraussetzt: „wie ich bin“.

„...wie ich bin“ – dieser Halbsatz ist Beschreibung und Wertung. Vor allem Entwertung.

*Gott liebt nicht ein Bild von mir: Gott liebt mich, weil ich bin. Gott liebt mich, damit ich bin.*

Und diese Liebe Gottes geht mit auf den Grund meines Todes, den letztmöglichen Zeitpunkt, an dem ich aufgeben muß, ein „Bild“ von mir zu haben. Gottes Liebe gilt „von Angesicht zu Angesicht“ (Liturgie), wo es kein Bildnis mehr gibt.

Jeder Sterbende bietet uns ein Unbild an: Leben und Tod – zugleich in einem Raum. Irritation für uns, die wir dabei sind: Irritation, die uns in Leblosigkeit erstarren läßt oder lebendig in Bewegung bringt.

Nicht das „Richtige“ können wir tun, nur mehr das Rechte, das, was uns entspricht. Unser Sein will antworten – in der Sprache der rechten Geste.

*Es ist letztlich nicht mehr wichtig, was wir tun, sondern daß wir ES tun. Tun!*

ES? Was „ES“ ist, entzieht sich der Sprache, wird sichtbar werden. Ich weiß es vorher nicht.

Als ich Klaus die Krankensalbung spendete, lag er auf einer Bodenmatratze, zu schwach, um aufzustehen zu können. Und mir blieb nichts anderes übrig, als mich zu ihm zu legen. Und alles, was vorgefertigt war, versagte. Das Geschehen des Gebetes, der Berührung und der Salbung geschah „wie von selbst“.

In der Hingabe geschieht ES „wie von selbst“. Der Gedanke ging mir durch den Kopf: Ja, hier ist Gott gegenwärtig, hier auf dem Boden, hier in der größten Tiefe, die ein Mensch einnehmen kann. Und ich konnte mich nur noch in eigener Geste dazugeben, selbst betend hingeben, hineingeben in dieses Unbild des Sterbens, ES geschehen lassen.

Dort, wo wir Bilder verlassen, weil das Unbild von Leben und Tod uns ergreift, dort vollzieht sich das Leben von selbst: dort hören wir auf zu *machen*, dort finden wir gültigen Ausdruck unseres Seins, dort finden wir – von der eigenen Geste ergriffen – Gestalt: unerwartet, überraschend, jetzt gültig, nicht bewahrbar und nicht wiederholbar. „Halte mich nicht fest!“ Geburtsort der mutigen Tat.

Ein junger Mann beim dem Begräbnis seiner Mutter: während der Ansprache und später beim Abschied am Grab: er geht in die Hocke und verweilt in solcher Gestalt.

Ja, so ist es, denke ich mir. Der Tod ist groß.

Was ich erschüttert sah, war Hingabe an den Schmerz und die verwundete Liebe, war Hingabe an den ganz persönlichen Ausdruck des Seins. Da fand ein trauernder Sohn zu seiner Gestalt: Er ließ sich in die Knie zwingen. Wirklichkeit in einer Lebengeste, die jedes Bild übersteigt.

Das wohl mutet uns jeder Abschied zu: er führt uns in eine Gestalt, die oft überraschend neu ist, unerwartet. Das kann Angst machen. „Was ist los mit mir?“ Solches geschieht möglicherweise in der dunkelsten Stunde unseres Lebens, in der Erfahrung von Verlassenheit; aber zugleich kann es die Stunde sein – wer vermag es zu sagen -, in der wir uns selbst am nächsten sind.

Im Gespräch – rund um den Tod – reden wir oft von den „kleinen Toden“. Ich mag solches Wort nicht. Im Reden von den „kleinen Toden“ nehmen wir dem Tod die Macht. Der Tod ist niemals klein; er ist groß, machtvoll und einmalig. Wir sterben nicht, wir nehmen Abschied. Auch das reicht.

Die vielen Abschiede unseres Lebens: sie üben uns ein, mit etwas weniger Bildern zu leben, sie führen uns der Wirklichkeit näher, die keine Sprache mehr braucht. Es sind Unbilder, die unser Verhaftetsein an Vorstellungen auflösen.

*Auflösung all dessen, was wir uns vor Augen stellen, vorstellen, womit wir das Leben verstellen. Auflösung. Erlösung.*

Der Tod ist eine Tatsache. Wer vollbringt die Tat? Im endgültigen Sterben, in dem mein eigener Tod sich als „die“ große Geste vollziehen wird, nehme ich von allem Abschied, von jeder Bildhaftigkeit des Seins, von jeder Frage, von jedem Sagen, sogar von dem Satz: Jetzt sterbe ich. Geburtstunde „ewigen Lebens“.

Und wenn ich selbst im Sarg liegen werde, dann werde ich ein Unbild sein für andere.

„Leben ist ein tödliches Geschäft“.

Die Überschrift ist angelehnt an ein Zitat von Helmut Heissenbüttel, der unter der Überschrift „Einfache Sätze“ geschrieben hat:

„Blühen ist ein tödliches Geschäft.“

*Ich habe mich damit einverstanden erklärt. Ich lebe.“*

*Thomas Schwaiger, München*

## AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

### Auf dem Weg sein: Stehenbleiben\*

Der Weg fängt ja gut an! Stehenbleiben – wie soll man da vorankommen? Stehenbleiben und innehalten – doch, der Weg fängt gut an. Nur so kann er gut werden. Nur so wird aus unserem tastenden Umherwandern ein Weg.

Erinnern wir uns an zwei biblische Weggeschichten, an zwei der großen nachösterlichen Unterwegsgeschichten des Evangelisten und Historikers Lukas.

#### *Die Emmaus-Jünger*

Da wandern zwei von Jerusalem fort. Nach dem Sabbat, am ersten Tag der Woche, sobald für Juden Bewegung wieder erlaubt ist, setzen sie sich in Bewegung und laufen fort. Fort aus Jerusalem, dieser furchtbaren Stadt, die ihren Herrn und König gekreuzigt hat. Die Schatten der schrecklichen Ereignisse umwölken Herz und Sinne der zwei Männer. Die Dunkelheit hält sie gefangen. Hoffnungen sind zerbrochen, Ideale aufs grausamste enttäuscht, das eigene Leben bedroht. Fort. Weg von dieser Stadt. Nur weg.

So laufen sie also. Ihr Weg hat ein Ende: Emmaus. Da sind sie zu Hause. Das ist erreichbar. Ihr Weg hat ein Ende, aber kein Ziel mehr. Das Ziel ist in unerreichba-

---

\* Vortrag bei der „Kunst-Wander-Woche“ vom 3.–8. 10. 95 in Gnadenthal. Das Thema der Woche lautete: „Auf dem Weg sein“. Der hier abgedruckte Impuls gibt zugleich einen Einblick in den Verlauf eines „Stillen Wochenendes“ im Haus der Jesus-Bruderschaft in Gnadenthal.